

## Zeitlos – gegenwärtig

( Im Sichvergessen sich finden

*Albert Stüttgen*

In Umkehr und Ruhe liegt Euer Heil,  
Stille und Vertrauen verleihen Euch Kraft.

*Jesaja 30,15*

Die Frage, wie und woraufhin ich mein Leben einrichte, erscheint mir als die dringlichste aller Fragen; denn sie umfasst mein Leben insgesamt. Alle anderen Fragen betreffen nur einzelne Lebensbereiche oder gehen, wenn sie umfassend gestellt sind, an meinem Leben vorbei, lassen es unberücksichtigt. Letzteres ist der Fall, wenn ich theologisch nach Gott oder philosophisch nach der Welt in einem allgemeinen Sinne frage. In diesem Falle lasse ich, zunächst jedenfalls, mein Leben aus dem Spiele. Mir geht es um mein Leben – mit oder ohne Gott, mit oder ohne Antwort auf die Frage nach einer Bestimmung der Welt insgesamt.

Die eingangs gestellte Frage muss beantwortet werden, wenn ich mein Leben auf Kurs halten will. Andernfalls bin ich der Willkür ausgeliefert, der Willkür meiner wechselnden Launen oder dem, was andere verfügen, denen ich mich überantworte.

Aber dieses, woraufhin ich lebe, ist nicht in der äußeren Welt festzumachen, so sehr es sich auch mit bestimmten äußeren Dingen oder Menschen verbinden mag. Die Richtungsbestimmtheit spielt sich in meinem Inneren ab und reicht über alles konkret Fassbare hinaus. Menschen, Landschaften und bestimmte Tätigkeiten, die ich ausführe, mögen dabei eine Rolle spielen und mir wichtig sein; aber der bevorzugte Platz, den ich ihnen in meinem Leben zuweise, ist von anderswoher bestimmt. Das, was mich veranlasst, so oder anders zu leben, geht mir auf in einer tieferen Besinnung, einer Besinnung auf die Tiefe meines Daseins.

Viele wissen nichts davon oder wollen nichts davon wissen, weil sie sich von vornherein auf Anpassung an das Milieu einrichten, in dem sie sich vorfinden, und einem möglichst reibungslosen Lebensverlauf den Vorzug geben vor einem selbst zu verantwortenden Lebensweg.

Ich möchte im Folgenden versuchen, mir Rechenschaft zu geben über die Richtungsbestimmtheit meines Lebensweges. Vielleicht kann ich auf diese Weise auch anderen Anhaltspunkte für eine entsprechende Besinnung geben und sie so ermutigen, nach ihrer eigenen Lebensorientierung zu fragen, statt mit geschlossenen Augen sich einfach einem vordergründig bequemen, auf – wie man es früher nannte – bloßen Lustgewinn ausgerichteten Dahinleben auszuliefern. Heute spricht man diesbezüglich von Wellness. In diesem Falle erschöpft sich unser Dasein im besinnungslosen Verlangen nach Ablenkung von allem, was beunruhigt, und bloßem Auskosten künstlich herbeigeführter Freuden, wie sie in modi-

scher Aufmachung vielfältig angeboten werden. Darauf ist die allgemeine Lebensführung heute weitgehend ausgerichtet, jeweils angepasst den unterschiedlichen Bedürfnissen der jüngeren Generation einerseits und der Senioren andererseits. Bei denen, die dem beruflichen Erfolg nachjagen, sorgt darüber hinaus der unvermeidliche Stress für die mehr oder weniger willkommene Ablenkung von einem tieferen Hintergrund der eigenen Existenz.

Dieser lässt sich nicht gleichsam nebenbei durch Kircheng Zugehörigkeit gewinnen, so als sei das kirchliche Leben ein Garant gegen Verflachung und Richtungslosigkeit menschlichen Daseins. Wenn die Richtung nur durch allgemeinen Verweis auf die traditionellen Glaubenswahrheiten und davon abgeleitete Moralvorschriften in Erscheinung tritt, wie sie in den Verlautbarungen der kirchlichen Repräsentanten im Vordergrund stehen, dann handelt es sich um eine abstrakte und nicht lebensbezogene Wahrheit. Lebensbezug ist nicht schon damit hergestellt, dass allgemeine Wahrheiten und Vorschriften auf gegebene Verhältnisse bezogen werden. Lebensbezug, so wie ich ihn verstehe, meint, dass im eigenen Leben und Erleben eine spirituelle Wirklichkeit sichtbar wird, die mehr in der Weise *wie* man etwas sagt und sich verhält als in einem festgelegten Kodex des Redens und Tuns zum Ausdruck kommt.

Wenn spirituelles Leben sichtbar werden soll, ist es nicht damit getan, dass in einem ökumenischen Pfingstgottesdienst ein vom Atem der Gläubigen aufgeblasener großer Luftballon zur sichtbaren Freude der aufschauenden Teilnehmer im Kirchenraum über den Köpfen dahinschwebt oder irgendwelche Tänze vor den Augen der Kirchenbesucher im Gottesdienst aufgeführt werden. Wenn die Teilnehmer selber im meditativen Tanz ihr eigenes Erleben zum Ausdruck bringen, wie es in der frühen Kirche und auch noch in den Kathedralen geschah, ist das eine ganz andere Sache.

Eine überzeugende Lebensausrichtung und Lebensführung kann nur aus meiner Erfahrung erwachsen, die ich mir bewusst mache, indem ich tief genug in mich hineinschaue und dort auf die Wurzeln meines Daseins stoße. Religiöse Texte und liturgische Vollzüge können mir dabei als Anhaltspunkte hilfreich sein. Aber das bloße Fürwahrhalten tradierter Glaubenssätze und die zugehörige Teilnahme an Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen ist noch kein ausreichendes Zeugnis für die Richtungsbestimmtheit meines Lebens. Würde ich daraus eine vermeintliche Sicherheit gewinnen, so wäre es eine trügerische Sicherheit. Nur aus der Tiefe meines Daseins kann mir aufgehen, wohin ich gehöre und wohin ich unterwegs bin.

Solche Orientierung macht mich unabhängig vom Wechsel der Zeiten und den herrschenden Modeströmungen. Die Zeitereignisse berühren mich zwar und bringen Veränderungen in meinem Leben, aber ich bin ihnen nicht ausgeliefert. Meine innere Entwicklung wird von ihnen angestoßen, aber sie vollzieht sich in anderen Bahnen als denen eines nach gängigem Maßstab berechneten Fortschritts.

Wie und woraufhin sie sich vollzieht, dem will ich versuchen auf den Grund zu kommen. Da gibt es keine vorgegebenen fertigen Begriffe und Vorstellungen, denen ich nur folgen müsste, so als hätte ich das Rezept, nach dem mein Leben zu verlaufen hat, schon in der Tasche und brauchte es nur hervorzuziehen, um mich danach zu verhalten. Eine dergestalt schematische Vorgabe würde nur dazu führen, dass mein Leben nach einem Schema verläuft. Solche Vorgaben mögen gut sein, wenn es darum gehen sollte, Menschen auf bestimmte Ziele festzulegen und ihr Verhalten daraufhin kontrollierbar zu machen – eine Versuchung, der religiöse Gemeinschaften nur allzu leicht erliegen. Aber wenn es darum geht, meinen ureigenen Weg zu finden, bedarf es dazu einer Orientierung, die auch aus meiner eigenen Erfahrung erwächst. Von einem solchen Weg möchte ich sprechen.

Meine Wegrichtung beruht auf der grundlegenden Erfahrung, dass alles, was ich bisher zu erreichen suchte, sich immer dann, wenn es erreicht war, als letztendlich nicht zufriedenstellend erwies. Das Ergebnis meiner sämtlichen Bemühungen entsprach nie dem, was ich mir davon versprochen hatte. Da ich nahezu alles, was ich mir vorgenommen hatte, in meinem Leben erreicht habe, empfinde ich zwar einerseits Genugtuung. Meine Lebenserwartung erscheint mir so in gewissem Sinne erfüllt. Aber vom Gefühl eines ein für alle Mal erfüllten Lebens kann dabei nicht die Rede sein. Es waren immer nur Augenblicke, in denen so etwas aufleuchtete. Was ich da erfuhr, war wie die Berührung einer in den ersehnten Dingen und Menschen aufscheinenden Wirklichkeit, die nicht identisch war mit dem, worin sie sich zeigte. Es war nicht möglich, dieses Erfüllende als Besitz zu wahren, so wie man ein Haus hütet, das man für sich gebaut hat, und eine Freundschaft mit vertrauten Menschen pflegt oder eine Partnerschaft. Oft sind Freundschaften auch nur Durchgänge, die von neu entstehenden menschlichen Beziehungen abgelöst werden. Aber was hier und dort als erfüllende Wirklichkeit andeutungsweise erfahren wurde, hat in der Erinnerung bleibenden Bestand, auch wenn die zugehörigen Ereignisse im Einzelnen verblassen.

Auf diese Weise bleibe ich ein Leben lang verwiesen auf eine der Vergänglichkeit enthobenen Wirklichkeit, die im Strom der gegenwärtigen und zukünftigen Ereignisse immer wieder in neuer Weise aufleuchtet. Ich möchte sie als die eigentliche Wirklichkeit bezeichnen, weil sie es ist, um derentwillen und auf die hin ich lebe und ich in ihr das Bleibende, Unvergängliche erkenne in einer vordergründig nur aus Besitzständen bestehenden Welt.

Besitzstände zu wahren und nach Möglichkeit zu vergrößern, das bestimmt das allgemeine Leben in seiner Vordergründigkeit und führt auf wirtschaftlicher und politischer Ebene in unserer Zeit im Zeichen der Globalisierung zu einem Konkurrenzkampf ohnegleichen, der unvermeidlich ist, solange es allen Beteiligten an erster Stelle darum geht, ihren äußeren Lebensstandard zu steigern. Ich möchte hier keine Überlegungen anstellen, wie man dem mit irgendwelchen Maßnahmen begegnen kann. Mir geht es allein um das im Leben des Einzelnen sich abspielen-

de Geschehen, wo ich unmittelbar umsetzen kann, was mir als Erkenntnis zufließt. Nur soweit ich dazu bereit bin, erscheint es mir möglich, mittelbar meinen Teil zur Gesamtentwicklung beizutragen.

Dieser Beitrag ist so wenig wie das im angedeuteten Sinne als Wirklichkeit Erfahrene auf der Ebene kalkulierbarer Ereignisse zu greifen. So bin ich weit davon entfernt, meine hier noch näher zu umschreibende Sicht- und Verhaltensweise auf dem allgemeinen Markt glückverheißender Angebote zu empfehlen. Die Wirklichkeit, von der ich spreche, entzieht sich dem Zugriff philosophischer oder theologischer Argumentation und kann daher auch nicht als Reservat bestimmter Lehrsysteme oder kirchlicher Institutionen angesehen werden. Sie erscheint vielmehr jedem zugänglich, der sich auf die Tiefendimensionen seiner eigenen Erfahrung einlässt. Ich will »nur« von meiner Erfahrung sprechen und Bezug nehmen auf andere Zeugnisse ähnlicher Erfahrung. Das »nur« erscheint mir dabei weniger als Einschränkung, sondern eher als Gütesiegel des hier Vorgetragenen gegenüber rein dogmatischer Wahrheit.

Die Erfahrung, von der hier gesprochen wird, ist nicht planbar und herstellbar. Ich kann sie nicht nach Belieben herbeiführen. In den so genannten *empirischen* Wissenschaften, die ausdrücklich die Erfahrung als Grundlage ihrer Erkenntnis ansehen (vgl. griech. *Empira*: Erfahrung), handelt es sich stets um eine nach Plan herbeigeführte Erkenntnis. Auch das, was in der Regel als Alltagserfahrung gilt, kann ich mir verschaffen, wenn ich bestimmte Umstände beachte. So kann jeder den Mond sehen, wenn er zu einer bestimmten Zeit den Abendhimmel betrachtet, oder das Meeresrauschen hören, wenn er einen Strand aufsucht, oder die Wärme spüren, wenn er sich südlicher Sonne aussetzt. Die Tourismusbranche lebt davon, dass Menschen bestimmte Erfahrungen machen wollen, die durch Planung herbeiführbar sind und von Reiseunternehmen angeboten werden.

Aber das, was mir in allen Wechselfällen des Lebens nicht nur bleibende Orientierung, sondern auch die Kraft gibt, sie in Gelassenheit und Vertrauen durchzustehen, ist nicht durch irgendwelche Machenschaften herbeizuführen und in keinem Angebot zu haben. So genannte Weisheitslehren kann man sich verschaffen, und eine kirchliche Institution kann Wahrheiten und Verheißungen vermitteln. Das alles mag hilfreich sein, um einen, wie man so sagt, auf andere Gedanken zu bringen. So auch dieser hier von mir verfasste Beitrag. Aber ein erfülltes Leben habe ich noch nicht gewonnen, indem ich mich einer Kirche oder esoterischen Kreisen anschließe. Nur wenn eine entsprechende Erfahrung aufleuchtet, ist für mein Leben das Entscheidende gewonnen.

Von solcher Erfahrung ist hier die Rede. So kann, um an die eben angeführten Beispiele anzuknüpfen, die bloße Wahrnehmung einer in Mondschein getauchten Landschaft sich mit der tieferen Erfahrung einer Wirklichkeit verbinden, die mein Leben auf wunderbare Art aufscheinen lässt, wie es etwa in Goethes Gedicht »An den Mond« zum Ausdruck kommt. Was da erscheint, ist weder nach Belieben zu haben noch für jeden unterschiedslos sichtbar. Nicht ich greife hier nach etwas,

sondern ein Unverfügbares greift in mein Leben ein. So kann auch das Meeresrauschen als etwas erfahren werden, das nicht in messbarer Akustik aufgeht, sondern auf eine umfassende Wirklichkeit verweist. Und ein Aufenthalt in südlichem Klima kann einen Maler zu Bildern inspirieren, die Ausblicke ermöglichen, die durch kein Reisebüro zu vermitteln sind.

Aber auch meine unmittelbare Umgebung, in der ich wohne, kann der Ort solcher Erfahrung sein, die in dem, was die Sinne wahrnehmen, ein Übersinnliches schaut, dasjenige, was mein Dasein hinaushebt über das scheinbar Bekannte und vordergründig Bestimmbare. So etwa wenn ein abendlicher Gang auf bekannten Wegen mir Ausblicke gewährt, die mich hinausführen über mein Eingebundensein ins Alltägliche und mich befreien aus unabänderlichen, oft ausweglos erscheinenden Umständen zu neuem Leben aus dem Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer vor meinen Augen sich auftuenden wunderbaren Welt.

Mit den genannten Beispielen will ich auf etwas hindeuten, von dem ich sagen kann, dass es mein Leben im eigentlichen Sinne ausmacht: ein Verwiesensein auf eine über mich hinausreichende Wirklichkeit, von der ich mich getragen weiß, die mir jeweils auf besondere Weise aufgeht in wechselnden Situationen.

Das können auch schmerzliche Ereignisse sein, der Verlust lieb gewordener Dinge oder das Ende menschlicher Beziehungen, Freundschaften, die sich nicht fortsetzen lassen. Gerade da geht mir auf, dass das, was ich in der Freundschaft gefunden hatte, nicht darin lag, einen bestimmten Menschen als Freund auf Dauer zu besitzen; denn so etwas ließe sich womöglich durch Zugeständnisse weiter verlängern. Jetzt, wo ich mich von dem Freund trenne oder er sich von mir trennt, verliere ich nicht, was ich in der Freundschaft gefunden hatte. Die Erfahrung jenes Wunderbaren, das mich mit ihm verband, bleibt als Teil meines Lebens bestehen und wird auch in der Erinnerung an ihn immer gegenwärtig bleiben. Nur dieser Mensch oder ich selbst im Sinne zeitlichen Daseins blieb nicht, was er bzw. ich versprach. Im Grunde ist jeder für den anderen als Freund »ein Versprechen, das nicht gehalten werden kann« – so eine Formulierung aus Paul Claudels »Der seidene Schuh«. Und das gilt genauso für alle Dinge und Landschaften, an denen unser Herz hängt. Die »Ent-Täuschung«, das heißt, genau gesehen, die Beendigung einer Täuschung, der man unterlag, liegt darin, dass man dahin kommt, nicht das Greifbare und Besitzbare für das Eigentliche zu halten, sondern das, was in ihm transparent wird. Es ist das, was man nicht haben kann, sondern etwas, das sich im eigenen Dasein kundtut, offenbart in der Freude an eben diesem Menschen, diesem Ding oder dieser Landschaft. Diese Offenbarung als Ereignis ist eben jene Freude in mir oder, auf der anderen Seite, das jeweilige Gegenüber in seiner Transparenz.

Wenn ich mich auf die Tradition besinne, kommt dieses Bewusstsein mit seltener Deutlichkeit und Entschiedenheit bei Augustinus in seinen »Bekanntnissen« zur Sprache. Augustinus findet nach anfänglicher Verfallenheit an die weltlichen Erscheinungen in ihrer Vordergründigkeit in

der Intensität dieser Welterfahrung die Nähe der darin ihm erscheinenden göttlichen Wirklichkeit: »Tetigisti me, et exarsi in pacem tuam – Du hast mich berührt und ich entbrannte in Deinem Frieden.« Gemeint ist der Friede in der Abkehr von einer den Menschen beherrschenden Sucht nach Dingen, Landschaften und menschlichen Beziehungen in ihrer Vordergründigkeit.

Wohl nirgendwo tritt dieses Getriebensein bei uns heute deutlicher in Erscheinung als im unersättlichen Ansteuern touristischer Ziele als Inbegriff erfüllten Lebens; so als wären es der Aufenthalt an entlegenem Ort und die dort angebotenen Unternehmungen, die dem eigenen Leben einen Sinn geben. So auch die Unrast des alltäglichen Lebens im Erreichen vordergründiger Ziele, die schon Seneca seinen Zeitgenossen vorhielt: »Solange wir da und dort herumschweifen, bald dahin bald dorthin gezogen, wird unser Leben nur ein steter Irrweg sein.«

Was unserem Befriedetsein heute am meisten entgegenwirkt, ist die unser Leben immer stärker bestimmende Hektik. Hektisch sein als herausragende Erscheinung unserer gegenwärtigen Welt bedeutet – nehme ich die Umschreibung des Duden zur Hilfe – »von krankhafter Betriebsamkeit, sprunghaft, gehetzt«. Es ist eine von Angst und Besorgnis getriebene Eile, die an keiner Stelle zur Ruhe kommt, dabei von Gegenstand zu Gegenstand und von einer Tätigkeit zur anderen treibt. Das gilt im Wesentlichen in gleichem Maße für die angebliche Freizeit wie für das Berufsleben. Schon Pascal hat auf diese Unruhe als Grundeigenschaft des neuzeitlichen Menschen hingewiesen: »Ich fand, dass alles Unglück der Menschen einem entstammt, nämlich, dass sie unfähig sind, in Ruhe in ihrem Zimmer zu bleiben.«

Diese letzten, insbesondere den Menschen in unserer Zeit betreffenden Überlegungen und Einsichten möchte ich gleichsam »auf den Punkt bringen«. Dazu nehme ich als Ausgang ein Wort der Teresa von Avila, dem eine Erfahrung vorausgegangen ist, wie sie Augustinus in der eben zitierten Stelle beschrieben hat: »Beunruhige dich nicht, ängstige dich nicht. Gott allein genügt.«

Wenn ich mich frage, was Beunruhigung und Angst auslöst, dann gelange ich zu der Einsicht, dass es dabei immer um einen möglichen Verlust geht. Aber verlieren kann ich nur, was ich besitze oder zu besitzen glaube. Immer geht es um irgendwelchen Besitz, der gefährdet erscheint, um das, was ich habe und daher verlieren kann. Was ist das alles? Zunächst die einzelnen Sachen, die mir gehören, aber auch Menschen, die mir hilfreich sind, und Freunde, die ich »habe«, und schließlich mein Leben und Überleben. All das erscheint ungenügend, nicht nur, weil man sich so schnell an diese Besitztümer gewöhnt, sie daher nicht mehr so recht zu schätzen weiß und man so das, was man hat, weiter steigern möchte, also nach *mehr* verlangt. Der Mangel all dessen, einschließlich aller möglichen Steigerung, liegt vor allem in der Unsicherheit des Erreichten, das sich nicht halten lässt. Und so ist es im Letzten der Tod, der alles, was ich habe, bedroht und schließlich mir endgültig aus der Hand nimmt.

So gesehen, ist alles Besitzergreifen und in seiner Folge alles Steigern und Absichern dessen, was ich habe, ein stetes Anrennen gegen den Tod. Dazu gehört die heute weitverbreitete Sucht, in der mir zur Verfügung stehenden Zeit möglichst viel zu erleben, die mich in der Freizeit von einer Unternehmung zur anderen treibt. Das Sortiment entsprechender Möglichkeiten erscheint wie ein riesiger Ausverkauf, bei dem man nur zuzugreifen braucht und kaum mithalten kann, die Auswahl an viel versprechenden Angeboten zu Billigpreisen voll auszunutzen. Was fehlt, ist die Zeit alles unterzubringen, was man machen möchte und könnte.

Auf diese Weise spielt die Zeit eine entscheidende Rolle. Da nicht genug Zeit zur Verfügung steht, dem Vielerlei von Möglichkeiten nachzukommen, hat man angeblich keine Zeit. So ist es dahin gekommen, auf nahezu allen Gebieten das Tempo zu beschleunigen, um auf diese Weise noch Zeit zu gewinnen. So geht es endlos weiter.

Aus diesem Kreislauf gibt es kein Entrinnen, es sei denn sich zu besinnen auf das, was in der Überschrift angedeutet ist: zeitlos gegenwärtig zu sein. Von dieser Möglichkeit habe ich ansatzweise schon gesprochen und möchte hier noch ausdrücklicher darauf eingehen. Von da aus kann ich dann zum zweiten Teil der Aussage von Teresa von Avila führen: »Gott allein genügt.« Es lag nämlich nicht in meiner Absicht, von Gott als einer theologischen Wahrheit auszugehen, die ich sozusagen im Glauben »habe«. Vielmehr möchte ich von Erfahrung ausgehen, um diese dann mit dem Wort Gott in Verbindung zu bringen.

Zeitlos gegenwärtig: Was ist damit gemeint? Ich nehme hier auf eine Erfahrung Bezug, in welcher der Gegen-Stand als solcher, seine materielle, zeitlich und örtlich bestimmte Begebenheit, keine Rolle mehr spielt: Ich sehe vor mir den Garten im gedämpften Sonnenlicht dieses Nachmittags, spüre den Lufthauch, der über die Blätter streicht und die Halme der Lavendelblüten bewegt, und empfinde den Einklang der Natur im vielfältigen Zusammenspiel sich kundtuenden Lebens, nicht zuletzt die Stille, die sich ausbreitet über dieser Fülle von Farben und Formen und mich einbezieht in das Geheimnis eines Sommertags. Das Unausprechliche dieser Stunde und dieses Ortes ist es, was mich ausfüllt – nicht die beschreibbare und beliebig verfügbare Gegebenheit bestimmter Umstände. Es bedarf keines »Ausflugs« nach Mallorca oder Nepal, um mich dahin zu bringen, wo ich sein möchte.

Zeitlos gegenwärtig bedeutet: nur da zu sein, wo ich bin, ganz in der Gegenwart, die mehr ist als das zeitlich und räumlich »Feststellbare«. Sie ist fließendes, aber nicht verfließendes Leben, Leben, das ich bin und das zugleich unteilbar alles einschließt, was ich »er-lebe«. Dieses »inklusive« Leben aber ist das, was »allein genügt«.

Jetzt bin ich dort hingelangt, wo mir der Sinn jenes Wortes der Teresa von Avila aufgeht. Und ich denke, sie, die es aussprach, sprach von ihrer Erfahrung. Das ist etwas anderes als ein feststehender theologisch begründeter Glaube, der fromme Anweisungen gibt, der schon immer weiß oder zu wissen glaubt, worauf es ankommt und dazu keiner Erfahrung bedarf.

Wenn ich Erfahrung mit Gott in Verbindung bringe, bin ich nicht mehr abhängig von theologischen Definitionen und Abgrenzungen und finde mich zu einem Leben befreit, das ohne sie auskommt. Die Eigenschaften, die man ihm zulegt, die seiner Allgegenwart, seiner Zeitlosigkeit oder seiner Allmacht, gehen mir innerhalb meines Lebens auf: Überall finde ich ihn, wo ich mich löse aus der Abhängigkeit von bestimmten Dingen, Menschen und Situationen. In diesem Sinne ist das Geheimnis seiner Gegenwart allgegenwärtig. Und überall, wo mir seine Gegenwart aufgeht, bin ich nicht mehr davon abhängig, weltliche Gegebenheiten für mich zu haben und Besitzverhältnisse aufzubauen, das heißt, ich bin nicht auf Gedeih und Verderb angewiesen auf bestimmte menschliche Beziehungen, aus denen mir Bestätigung und Anerkennung erwächst, und kann in unterschiedlichsten Situationen das erfahren, was mich aufleben lässt. Und nicht nur das gemeinhin als Glück Bezeichnete verweist mich auf eine Wirklichkeit, die mich trägt; auch im Durchstehen von Leid fühle ich mich ihr verbunden.

Von hier aus gesehen, verliert auch der Tod in unserem Leben seine alles bedrohende Macht, sofern ich mich nämlich nicht mehr an all das Gegenständliche klammere, das ich für eine Weile besitzen kann. Nur was »Teil« meines Lebens ist, gehört zu mir. Aber schon diese Ausdrucksweise ist irreführend: Mein Leben ist Eines und lässt sich nicht in Teile auflösen. Diese Einheit und Ganzheit meines Lebens kann ich, wie ich schon sagte, nur im Aufgehen in jeder Gegenwart erfahren und nicht in zeitlicher Erstreckung, die nur für meinen Verstand da ist, der äußere Ereignisse aneinanderreihet und sie an Dingen, Personen und Orten festmacht. Indem ich dieses, was sich festmachen lässt, als fixierte Größe, gleich ob Dinge oder Menschen, hinter mir lasse, lasse ich ständig in einem durchaus positiven Sinne das geschehen, was man Tod nennt, nämlich den Verlust dessen, was ich besitzen kann. In meiner Er-Innerung bleibt es weiter gegenwärtig als jenes Geschehen, in das sich alles Äußere, »Gegen-Ständliche«, verwandelt, soweit es »Teil« meines Lebens geworden ist. Von meinem eigenen Tod schließlich kann ich mich nur insoweit bedroht fühlen, als ich nicht wirklich ganz in der Gegenwart lebe, sondern stattdessen mich an die Zeit hänge, die mir noch verbleibt, und mich dabei in die Abhängigkeit gegenständlichen Geschehens gebe. Indem ich so zeitlos gegenwärtig im Geheimnis der Nähe einer dem Tod enthobenen Wirklichkeit lebe, erfahre ich Ewigkeit, zeitloses göttliches Wirken.

Und was ist göttliche Allmacht, so wie ich sie von Grund auf positiv erfahre, anderes als das Freisein von aller Gegenständlichkeit. Gegenständlichkeit als Entgegenstehendes ist es, was einen einengt und unter anderem so genannter Kausalgesetzlichkeit unterwirft. Unterwerfung wandelt sich in Freiheit, wenn ich aus einer räumlich-zeitlich determinierten Wirklichkeit hinaustrete in die alles umfassende Dimension göttlichen Wirkens, an der ich teilhabe, die alles von innen nicht von außen bestimmt. Hier hat nicht der Zwang das erste und letzte Wort, sondern die Liebe als in der Tiefe waltendes allumfassendes Geschehen, dem sich

alles verdankt. Sie befreit mich zu einem unbedingten und uneingeschränkten Ja-Sagen im Bewusstsein, einer göttlichen Wirklichkeit anzugehören. Auch ein leidvolles Schicksal steht mir dann nicht mehr entgegen, wenn ich es erfahre als Weg zu unserer Reifung und Läuterung.

Nicht irgendein göttliches Gebot, dem ich mich im Glauben unterwerfe, führt mich Gott näher. Wenn ich ihn erfahre als alles durchwaltende und verbindende innere Kraft, dann gründet meine Zuwendung zu ihm nicht in einem so genannten Glaubensgehorsam. Mich ihm zuwendend weiß ich mich vielmehr von ihm inspiriert und vermag mit Augustinus zu sprechen: »Auf dich hin hast du uns geschaffen.«

Seiner Wirklichkeit verbunden, ihr angehörend, trete ich hinaus aus dem Vielerlei, das mich festlegt, einengt und beängstigt. Zu diesem Vielerlei gehört nicht nur die materielle Welt, sondern auch alle im geistigen Bereich waltende Unterscheidung. Sie ist es, die mich bis ins Religiöse hinein festlegt auf eine Vielzahl von Inhalten und Geboten.

Religion legt zwar Wert darauf, eine umfassende Einheit darzustellen, und kulminiert im Glauben an eine göttliche Wirklichkeit. Aber sie droht auch, in ihrer Spätzeit sich im Vielerlei ihrer Begriffe, Gebote und Aktivitäten zu erschöpfen. Erleben wir nicht heute eine Kirche, die ihre Wahrheit theologisch auf den Begriff bringt und kunstvoll differenziert, dabei aber ihre eigentliche Wirklichkeit verloren hat und nun versucht, ihren Wirklichkeitsverlust durch modische Anpassung an eine vordergründige Welt auszugleichen und sich damit den Zeitgenossen zu empfehlen. Dabei ist die »Welt« im Evangelium gerade die menschliche Gesellschaft in ihrer Entfremdung von göttlicher Wirklichkeit.

Um wieder zum ursprünglichen religiösen Erfahrungsschatz zu gelangen, ist es erforderlich, die begrifflichen Unterscheidungen, auf die alle explizite Religion hinausläuft, wieder rückgängig zu machen zu Gunsten des im strengen Wortsinn *einfachen* religiösen Vollzuges. Wenn religiöses Grundverhalten aufgeteilt wird in drei unterschiedliche so genannte göttliche Tugenden – Glaube, Hoffnung und Liebe –, dann verliert man aus den Augen, dass es ein und derselbe Vollzug ist, der da in angeblich verschiedenen Verhaltensweisen ausgeübt werden soll. Solche Trennung ist höchst fragwürdig, weil sie den Anschein erweckt, als habe jede dieser so genannten Tugenden ihren eigenen Bereich. Ein Glaube ohne Hoffnung und Liebe aber verkommt zu einem rechthaberischen Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, eine Hoffnung ohne Glauben zu einem mehr oder weniger resignierten Abwarten in aussichtsloser Lage, eine Liebe ohne Glauben und Hoffnung zu bloßer Verliebtheit oder Betulichkeit. Nur in ihrer Unzertrennlichkeit verweisen Glaube, Hoffnung und Liebe auf eine göttliche Wirklichkeit. Im anderen Fall geht es nur um ein Ich, das sich an etwas Bestimmtes klammert: Im Falle des Glaubens an eine angebliche Sicherheit. Im Falle der Hoffnung klammert man sich, wie man sagt, an einen Strohhalm. Das ist ein bloßes Abwarten nach dem Motto: »Da kann man nur noch hoffen, dass ...« Im Falle der Liebe schließlich geht es um die sentimentale Vereinnahmung eines anderen, »an den man sich hängt«. In allen drei Fällen liegt ein abgekapsel-

tes Ich zugrunde, das sich für sich etwas zurechtlegt oder zurechtmacht, aber nicht wirklich über sich hinausgelangt in eine befreiende Weite.

Alle Enge und in ihrer Folge alle Angst, die sich auch sprachgeschichtlich von dem Adjektiv eng herleitet, verweist auf ein Ich, das sich von einer gegenständlichen Welt abgegrenzt hat, um sich als dieses Ich zu behaupten und von daher die Aufhebung dieser Abgrenzung als Bedrohung erfährt. Mit diesem Befund gehe ich noch hinter Heideggers Deutung der Angst in »Sein und Zeit« zurück, der in ihr den Menschen seine eigentliche Existenz entdecken lässt. Nach Heidegger lässt der Mensch in der Angst das Vielerlei der gegenständlichen Welt hinter sich zurück, jener Welt, in der er auf Sicherheit bedacht ist und solche Sicherheit zunächst in einem festgemachten oder festgesetzten religiösen Glauben und anschließend in neuzeitlicher Wissenschaft anstrebt. Aber mit diesem bloßen Hintersichlassen solcher Sicherheit hat er eben noch nicht jene befreiende Weite erreicht, von der ich oben sprach. Sie erreichen zu können würde voraussetzen, dass der Mensch ursprünglich beheimatet ist in einer alles umfassenden Dimension, auf die das Wort Gott verweist.

Eine solche umfassende Dimension unseres Daseins eröffnet sich am Beginn unserer abendländischen Welt- und Selbsterfahrung in einem *kosmischen* Denken und Fühlen, das menschliches Dasein aufgehen lässt in einem inneren Lebenszusammenhang, auf den das griechische Wort kosmos in seiner ursprünglichen Bedeutung verweist. Hier erscheint alle Ich-Bezogenheit aufgebrochen zugunsten eines allumfassenden Ganzen, in dem menschliches Dasein aufgehoben und beheimatet ist. Dagegen meint Kosmos in seiner heutigen Bedeutung die Gesamtheit wissenschaftlich-technisch verfügbarer Vorgänge und das heißt eine im Gegenständlich-Objekthaften aufgehende Welt. Sie ist das Korrelat eines verselbstständigten denkenden Ichs, wie es Descartes zugrunde legte und damit die neuzeitliche Weltauffassung eröffnete.

Die Erfahrung der Aufgehobenheit menschlichen Daseins setzt die Aufhebung ichhafter Verselbstständigung und Enge voraus. Wo der Mensch sich abschließt gegenüber einer Welt, gegen die er sich zu behaupten und abzusichern sucht, werden Angst und Sorge zur grundlegenden Verhaltensweise. Die Welt wird so zum Inbegriff der Bedrohtheit des Menschen.

Die christliche Botschaft ist eine einzige Aufforderung, diese Angst und Sorge abzulegen und heimzukehren in »das Reich Gottes«, die Wirklichkeit, in der Gott alles in allem ist. Jesus kündigt von dieser Wirklichkeit. Was er in seinem Leben und Sterben wie in seinem Wort bezeugt, ist die Befreiung von Angst und Sorge. »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden« (Joh. 16,33). Die Welt erscheint als das Vielerlei der Dinge und Verrichtungen, an dem alles hängt, solange die Gegenwart Gottes nicht sichtbar und erfahrbar wird. Die Aufforderung, sich nicht um sein Leben zu sorgen (vgl. Math. 6,25), setzt diese Erfahrung voraus. Gemeint ist hier ein von Sorge befreites Leben. Das aber ist nichts anderes als ein Leben, das

seine Ichbezogenheit überwunden hat, welche die Ursache aller Angst ist.

So läuft unsere Untersuchung auf das hinaus, was schon in der Überschrift angekündigt wurde: im Sich-Vergessen sich finden, was soviel bedeutet wie: in der Auflösung des Ich sein wahres Selbst entdecken. Das »Ich« meint hier die Ab-Sonderung oder »Sünde«, in der sich der Mensch zum Mittelpunkt macht, das Selbst dagegen das Bewusstsein, in einem größeren, über mich hinausreichenden Zusammenhang zu stehen, der mich trägt. Die moderne Emanzipationsbewegung, insbesondere der Frauen, die ihren guten Grund in vorausgegangenem, die Selbstentfaltung einschränkenden Abhängigkeitsverhältnissen hat, entartet, wo sich der Mensch nur noch seinen eigenen Machenschaften verdanken möchte und sein Eingebundensein in eine ihn tragende Wirklichkeit aus den Augen verliert.

Wenn ich auf meine Vergangenheit zurückschaue, dann sind es zunächst immer auf irgendeine Weise bestimmte und damit auch immer irgendwie eingeschränkte Verhältnisse, die ich vor Augen habe. Meine Biographie besteht in diesem Sinne aus einer Vielzahl von Situationen, in denen ich gelebt habe, angefangen von meiner Kindheit über Jugendzeit und erste Selbstständigkeit bis hin zu meiner heutigen Situation in vorgerücktem Alter. Mich erinnernd sehe ich stets diese und jene Umstände, die mich zu einem bestimmten Tun und Verhalten veranlassten. Immer geht es da um ein Ich, das sich unter gegebenen Voraussetzungen zurechtfinden musste, in ständiger äußerer Abhängigkeit von Gegebenheiten, die mich einschränkten, ganz gleich ob ich ihnen unterlegen war oder mich gegen sie behauptete. Selbstbehauptung ist, so gesehen, nichts anderes als ein Sich-Absetzen von anderen Menschen oder ein Sich-Abgrenzen gegenüber einer als bedrohlich empfundenen Natur.

Aber darüber hinaus gab und gibt es auch eine ganz andere Erfahrung, die mit Weite und Befreiung zu tun hat. Die Verhältnisse mochten noch so eingeschränkt und meine Abhängigkeit noch so groß gewesen sein, gleichwohl konnte sich da ein Durchbruch ereignen in eine ganz andere Lebensdimension, die mich hinaushob über alle einengende Realität. Nie war meine Abhängigkeit ausgeprägter als in meiner Kindheit, wo ich mich fügen musste in ein Lebensumfeld, das mir von den Erwachsenen vorgegeben war. Aber nirgendwann auch konnte ich andererseits mit solcher Unmittelbarkeit wie damals in gewissen Augenblicken ein von aller Last befreites und zutiefst erfülltes Dasein erfahren und das in einer, von außen betrachtet, höchst belanglosen oder gar bedrückend erscheinenden Situation.

Im Krieg, angesichts der meine Heimatstadt Aachen verwüstenden Bombenangriffe und der anschließend nahe gerückten Frontlinie, wurden wir als Flüchtlinge in ein entlegenes Gebiet verschlagen, wo wir unter primitivsten und eingeschränktesten Umständen leben mussten. Aber ich erinnere mich, wie ich gerade dort Augenblicke enthobenen Erfüllungserlebnisse erlebte: So etwa nach einem arbeitsreichen Tag, an dem ich mithelfen durfte, auf dem hochbeladenen, schwankenden Heuwagen lie-

gend, gleichsam erdenthoben nur dem Himmel über mir zugewandt. Oder, nachdem wir auf einer Wanderung vom Weg abgekommen waren, am Berghang eine sonnendurchflutete Waldlichtung mit weitem Ausblick, von übertollen Himbeerranken durchwachsen, wo mir bei allem körperlichen Erschöpftsein so etwas wie eine paradiesische Welt aufleuchtete. Auch jetzt in meinem bescheidenen Alltag erlebe ich solche Augenblicke, wo alle Abhängigkeit und Beschweris zurückbleibt und ich in dem, was ich tue oder erlebe, ganz und gar gegenwärtig an einem Erfülltsein teilhabe, das sich wie in einer anderen Welt ereignet, die weder Ort und Zeit noch äußeren Einwirkungen unterliegt. Hier ist mein kleines Ich wie ausgelöscht, nicht mehr besorgt um seine sieben Sachen und dem Augenblick so hingegeben, dass es an nichts mehr denkt, schon gar nicht, wie es dieses unwillkürliche Glück aufrechterhalten und absichern könnte.

Es handelt sich nicht um jenes vermeintliche Glück, dem alle nachrennen, um sich seiner zu bemächtigen, nicht um eines, das ich mir verschaffe, indem ich Besitz anhäufe und darauf aus bin, für jede nur mögliche Abwechslung zu sorgen und mir so vom Vielerlei meiner Machenschaften Glück und Erfüllung erwarte. Solches Szenarium umgibt uns heute von allen Seiten: Festival auf Festival folgend, immer wird irgendwo gefeiert, auch im privaten Raum, und eine Reise löst die andere ab. Aber »sie sind«, wie Seneca schon treffend bemerkte, »sich selbst der lästigste Begleiter«, weil sie ihr um sich selbst besorgtes Ich überallhin mitnehmen, das sie nicht zur Ruhe kommen lässt und von einer Unternehmung in die andere treibt.

Diejenigen, die nach Rauschmitteln greifen, mögen eine Ahnung davon haben, dass wahre Erfülltheit in der Auflösung ich-besessener Betriebsamkeit zuteil wird. Aber was ich mir mittels Drogen verschaffe, ist wiederum Ergebnis meiner Machenschaften und endet schließlich notwendig wieder im Zustand des Sich-selbst-ausgeliefert-Seins, dem ich zu entfliehen suchte.

Innere Erfüllung kann mir nur geschenkt werden und setzt eine von Grund auf andere Lebenseinstellung voraus, die sich nichts mehr von dem verspricht, was ich alles mache, sondern dem Lassen, der Gelassenheit in allem den Vorrang lässt und so einem Größeren Raum gibt, das mir in bereitem Sichöffnen und selbstvergessenem Staunen aufgehen kann.